

LUTHERISCHE DIASPORAKIRCHE IM ÖKUMENISCHEN ZEITALTER

Unser Thema stellt einen Ausschnitt aus dem größeren Thema „Lutherum und Ökumene“ dar, einen Ausschnitt, der nicht zu den unbedeutendsten Teilen dieses größeren Themas gehört. Die Begegnung beider Größen ist spannungsreich verlaufen. Sie ist in diesen Spannungen jedoch nicht ohne spürbare Entwicklungen vor sich gegangen. Sie haben zu größerer Offenheit und Bereitschaft des Hörens aufeinander geführt. Die in dieser Begegnung aufgebrochenen Fragen haben noch keineswegs zu Antworten geführt, die allseitig übernommen werden können. Es steht nur fest, daß beide Größen miteinander im Dialog bleiben müssen, sollen lutherische Kirchen einerseits, eine ökumenische Bewegung andererseits zu weiteren Antworten kommen.

Vorbehalte, die aus einer Haltung strenger Kontrapositionen erwachsen, erscheinen abgebaut in einer Zeit, die kirchlich als das ökumenische Zeitalter bezeichnet werden kann. Ökumenische Vorstellungen, die die Einheit der Christenheit durch das Zerbrechen der Konfessionskirchen erwarteten, waren zurückgetreten. Visser't Hooft konnte in seinem Bericht in Amsterdam 1948 sagen: „Der Ökumenische Rat kann nur dann lebensbeständig sein, wenn er tatsächlich geistlichen Wirklichkeiten Ausdruck verleiht, und diese sind einerseits in der Treue gegenüber der Geschichte, Sprache oder Aufgabe der Kirchen in einer einzelnen Nation oder auf einem Kontinent zu finden.“¹

Nach einer solchen Aussage könnte man das Thema als abgeschlossen betrachten. Aber es sind Entwicklungen eingetreten, die die so eindeutige Aussage Visser't Hoofts in einen Nebel rücken, sie für das Verständnis der Ökumene nicht mehr wegweisend erscheinen lassen. Harding Meyer konnte vor zehn Jahren noch sagen, daß es in der Ökumene nicht nur einseitig geographische kirchliche Vertretung geben könne, der lutherische Beitrag bedeute vielmehr das Ernstnehmen konfessioneller Repräsentanz.² Das vom Ökumenischen Rat erstmalig 1984 herausgegebene Handbook of Member Churches kennt allerdings gegenüber diesen vorausgegangenen anderslautenden Thesen nur die geographische Einteilung, die Aufführung der einzelnen Mitgliedskirchen nach Erdteilen, um einige Sonderräume, wie die Karibik und Ozeanien, erweitert. Man mag es für eine unbedeutende Sache halten, aber immerhin macht diese Aufteilung deutlich, daß Fragen noch nicht

entschieden sind, spricht sich in ihnen doch ein eigenes Selbstverständnis des Rats in Genf aus.

Die Fragen nach der Bedeutung des Bekenntnisses sind geblieben. Dies zeigt sich nicht so sehr im offenen Widerspruch, sondern an der Fülle von Bemühungen, durch einige Formeln, durch Feststellung von Konvergenzen, durch einen Minimalkonsensus die als störend empfundene Geltung der Bekenntnisse auf einer höheren Diskussionsstufe zu überwinden. Mit einem solchen Bemühen lassen sich, auch wenn ihm publizistische Erfolge beschieden sein sollten, kaum die für das Luthertum wie für jede andere Konfessionsfamilie neben dem Bekenntnis weiteren konstitutiven Elemente überwinden. Zu ihnen gehören das Identitätsverständnis, der historische Weg in Spannungen zu anderen Kirchen. Man möge bei Werner Elert in seiner „Morphologie des Luthertums“ nachlesen, was er vor einem halben Jahrhundert zu diesem Thema zusammengetragen hat.

Geblieben sind auch auf Seiten lutherischer Teilnehmer an einem von ihnen bejahten ökumenischen Dialog die vielen Fragen, wie die ökumenische Bereitschaft lutherischen Kirchentums sich auswirke. Denn dabei können Fehlentscheidungen getroffen werden, die nicht nur den lutherischen Beitrag zur Ökumene gefährden, sondern auch lutherisches Grundverständnis. Um solche Fragen geht es, wenn von den Aufgaben eines Weltbundes nach den Gewichten seines Arbeitsprogramms die Rede ist. Die gültige Folge der Aufgaben lautet nach der Programmatik dieser Jahre, lutherisches Kirchentum in das allseitige Gespräch mit seinem Verständnis von Evangelium und Heil einzubringen, dann, in der Ökumene mitzuwirken, und weiterhin, die Einheit und Stärkung der eigenen Gliedkirchen zu fördern. Programme sind mit geistig-geistlicher Bemühung, mit personeller Ausstattung und finanziellen Leistungen gekoppelt. So wird also die Frage der Gewichte in der Reihenfolge bedeutsam, was dies für die Kirchen der Diaspora bedeutet. Was wird für sie an geistiger Potenz und Hilfe der Schwesterkirchen übrigbleiben, einer Hilfe, die durchaus nicht nur finanzielle Zuwendung, sondern die ganze brüderliche Zuwendung bedeutet? Dies ist der Rahmen, in den unser besonderes Thema eingliedert ist.

Es ist deutlich, daß Lutherische Diasporakirche und das ökumenische Umfeld „nicht nur“ eine Aufgabe darstellen, die durch das Bindewort „und“ gegeben ist, sondern auch wegen der vielen Fragen, die jede der beiden Größen betreffen. Das haben lutherische Majoritätskirchen mit der lutherischen Diaspora gemein. Es ist oft sehr schwer, in Kirchen, die sich lutherisch nennen, das Lutherische aufzuspüren. Die hurtigen Begriffe decken oft mehr zu, als daß sie Klarheit schaffen. Welche Fragen löst allein schon das Wörtchen „lutherisch“ in unseren Tagen aus? Im Gespräch mit einem Verleger bedeutete mir dieser einmal, daß das Wort „lutherisch“

als Teil eines Buchtitels ein Buch schwer verkäuflich mache – unter Theologen versteht sich –, man müsse etwas anderes finden. „Evangelisch“ oder „katholisch“ scheinen immerhin noch befremdlich, doch als Teil eines Titels schon besser verkäuflich. Vollends guten Klang habe das Wort „ökumenisch“. Der aufmerksame Betrachter und Hörer wird aber auch hier schon leichte Abnutzungserscheinungen zu erkennen vermögen. Es ist die Frage, wie es zu dieser Wertung des „Lutherischen“ gekommen ist. Sie hat einen langen Weg genommen. Aber sicher ist das Wegstück, das wir selbst mitgegangen sind, auf dem wir zum Mißverständnis und zu Abwertungen beigetragen haben, nicht unwesentlich. Es ist billig, über die Angabe einer Fernsehzeitschrift 1980 zu spotten, in der von der 450-Jahrfeier der *Confessio Augustina* die Rede war. Vermutlich haben lutherische Kirchen und ihre Glieder selber zu solcher Peinlichkeit beigetragen. Es ist kein Trost, wenn es im Fernsehprogramm einer bedeutenden Tageszeitung 1984 bei der Programmfolge „Gott und die Welt“ einmal hieß: „50 Jahre Barmer Ersatzkasse“. Gemeint war die Barmer Erklärung von 1934. Solche Fehler sind enthüllend, sie zeigen, was an Deutlichkeit und an notwendiger Klärung unterblieben ist.

„Lutherisches Bekenntnis“ – dieser Begriff ist eingeordnet in ein Wertesystem. Der Patristiker wird die Namen derer, denen der Ehrentitel „Confessor“ beigelegt worden ist, mit Respekt nennen. Die *Confessio*, der Akt des Bekennens, wird allseits positiv gewertet. Schwieriger wird es, wenn dieser Akt andere verpflichtet, sich entsprechend in ihrem Reden und Handeln zu bemühen. Dann wird *Confessio* für manchen ein garstiges Geschäft, kann für sie zur nichtverstandenen, nichtgelebten, nur noch vorfindlichen Konfession erstarren. Das Verharren auf solcher Art Konfession wird dann zum Konfessionalismus.

Eben dies fließt in die Vorstellungen und Werturteile über das Lutherische ein. In einer Zeit, in der man über Grenzen hinausblickt, sich mit dem Fernsten eins wissen möchte, kann das Lutherische vermeintlich zum ängstlichen Beharren, zur Nichtbereitschaft des Sicherschließens werden, wenn der Umgang mit diesem Wort leichtfertig gehandhabt worden ist. Der leichtfertige Umgang ist eher in der Unbekümmertheit lutherischer oder auf die lutherische Reformation zurückgehender Majoritätskirchen mit satten Anteilen an der Bevölkerungszahl zu konstatieren als in den Kirchen der lutherischen Diaspora. Wenn von der Diaspora gesprochen wird, sollte konkret gesprochen werden. Es hilft wenig, die gesamte Christenheit zur Diaspora zu erklären. Mit solcher kühn scheinenden und theologisch auch ansprechenden Formel kann man sich sehr bequem zugleich Unterscheidungsaufgaben entziehen, die einem Christen vor Ort gestellt sind. Es nützt auch keinem, alle ausnahmslos zu Brüdern und Schwestern zu erklären. Es nützt denen am we-

nigsten, ja gefährdet sie, die, gleichen historisch-konfessionellen Werdegangs, einen besonderen Anspruch an uns haben.

Diaspora will exakt in ihrem Umfeld erfaßt und beschrieben werden. Eine lutherische Gemeinde in der Schweiz, in den Niederlanden, ethnisch und sprachlich von ihrer Umgebung nicht unterschieden, lebt in anderen Zusammenhängen als eine ethnisch und sprachlich gleiche lutherische Gemeinde im überwiegend katholischen Belgien, Spanien oder Österreich. Die Schleswig'sche Kirche hat wiederum eigene Diasporaerfahrungen. Was bewegt seit 1864 dänischsprechende Gemeinden im nördlichen Schleswig, sich als Diaspora zu verstehen? Ein anderes Verständnis lutherischer Existenz hat dazu kaum den Anstoß gegeben, vielmehr das mächtige Moment nationaler Herkunft und Erwartungen.

Dazu mag es in unserer Zeit manche kritische Anmerkung geben. Unsere Antworten werden andere als die der Zeiten der Volkstumsauseinandersetzungen sein. Aber unsere Antworten dürften nicht zum Inhalt haben, die Verbindung von kirchlicher und ethnischer Diaspora für den großen Sündenfall in der Geschichte des Christentums — durchaus nicht nur des Lutherentums allein — zu halten. Die orientalischen Nationalkirchen, die das sogenannte Konstantinische Zeitalter zumeist seit dem 7. Jahrhundert hinter sich haben, sind ohne eine solche durch Jahrhunderte bewahrte Bindung nicht verständlich. Dies gilt entsprechend auch für lutherische Diaspora, zumal in Ostmittel-, Südost- und Osteuropa. Die lutherischen Diasporakirchen dieser Räume lassen sich nicht ohne die Verbindung isolierten Volkstums und isolierter Konfession verstehen. Wer daran theologisch puristisch Anstoß nimmt, sollte bedenken, daß das Wort Fleisch geworden ist — mit allen Konsequenzen. Hätte solche Verbindung von Nationalität und Konfession nicht bestanden, so brauchte wahrscheinlich in vielen Fällen überhaupt keine Frage mehr nach einer gegenwärtigen lutherischen Diaspora im Osten gestellt werden. Sie wäre längst nicht mehr vorhanden. Dafür aber wäre nicht ökumenische Einheit eingetauscht worden, sondern atheistische Gleichschaltung oder allenfalls atheistische Gleichgültigkeit.

Die Angebote an eine konfessionelle Diaspora, sei sie dem gleichen Volkstum wie die sie umgebende Bevölkerung angehörig, sei es, daß sie, wie es im östlichen Europa vielfach der Fall ist, einem anderen Volk zugehörig ist, sind vielgestaltig. Das gilt für die Angebote und das Verhalten einer majorisierenden katholischen Kirche, einer lange Zeit bevorrechteten orthodoxen Kirche, einer neuerlichen internationalistischen Ideologie. Diese setzt in der Sowjetunion im Grunde an die Stelle bisheriger Vielgestaltigkeit eine Russifizierung, die Auslöschung einer Minderheit, was auch immer diese Minderheit konstituiert haben mag, Religion, Sprache, Nationalität. Es sollte darauf geachtet werden, daß bei einer solchen umfassenden Auseinander-

setzung und Zielsetzung die Preisgabe des Religiösen auch die des Nationalen mit sich zieht, so wie es umgekehrt auch der Fall ist. Schon früher war im europäischen Osten die Grundregel gültig und vielfach bestätigt, daß die Konfession verlorenging, wo der einzelne aus dem Rahmen seiner nationalen Gruppe heraustrat, wie auch, daß die willentliche Preisgabe des religiösen Guts den Verlust bisheriger nationaler Identität bedeutete.

Man würde zu einem falschen Urteil kommen, wollte man einer noch unklaren Ökumene eine glanzvoll gezeichnete Diaspora gegenüberstellen. Die zur Diaspora gehören, auch die ihr nachgegangen sind, wissen etwas von den Sorgen, die Diasporaexistenz begleiten. Sie sind nicht erst eine Angelegenheit unserer Tage. Es hat schon Angehörige lutherischer Gemeinden im Moskauer Reich des 17. Jahrhunderts gegeben, die um der erreichbaren Vorteile willen zur Orthodoxie konvertierten, manchmal auch nur deshalb, um einer Kriminalstrafe zu entgehen. Im polnisch-litauischen Reich war die Versuchung, auf dem Weg über den Katholizismus einen Senatorensessel zu erlangen, für manchen evangelischen Großen übermächtig geworden. Es hat später andere gegeben, die dem Druck der Volkstumskämpfe nicht mehr gewachsen waren und das Leben der Diaspora mit dem Leben der Majorität eintauschten. Es gibt wie eh und je auch heute die Lösung aus der lutherischen Diaspora, weil man durch Heirat zur anderen Konfession gezogen wird.

Dies und vieles andere könnte noch weiter ausgeführt werden, es würde zu unserem Thema nicht unmittelbar beitragen. Der verstorbene Wiener Systematiker Wilhelm Dantine hat einmal ein Bild der lutherischen Diaspora gezeichnet, sonderlich der osteuropäischen Diaspora, das recht dunkel erscheint. Er hat dieses Bild auf dem Hintergrund gegenreformatorischer und habsburgischer Tradition dargestellt. An der „Treue gegenüber dem reformatorischen Erbe in der Gestalt der Bewahrung lutherischer Tradition und des Festhaltens an den Bekenntnisschriften“ hat es nach seinen Worten nicht gefehlt.³ In seinen Erörterungen ist für Dantine das Trauma wichtig, das in der lutherischen Diaspora durch die Gegenreformation verursacht wurde. Aus ihm resultiert auch eine „uns heute angesichts des aufgebrochenen weltweiten Ökumenismus beunruhigende Dialog-Unwilligkeit breiter Kreise im osteuropäischen Luthertum“⁴. Dantine konstatiert, daß die Einzelergebnisse seiner Analyse „sich weithin in der Gestalt zementierter, verkirchlichter oder auch säkularisierter und voneinander isolierter Verfestigungen dar(stellen), wodurch sowohl ein aktuell-horizontaler Dialog als auch dialogisch bestimmte Zukunftsaspekte weitgehend blockiert erscheinen“⁵. Dantines Stimme darf nicht überhört werden, wo man sich um die Existenz und die Zukunft lutherischer Diaspora bemüht. Es mag in seine Urteile etwas von den kirchenpolitischen Kämpfen eingegangen sein, in denen er gestanden

hat. Aber auch dies wäre ein Teilstück der Diasporaexistenz. Seine Worte machen jedoch eines deutlich: Einer kritisch betrachteten kirchlichen Wirklichkeit wird die Vision des weltweit aufgebrochenen Ökumenismus gegenübergestellt.

Bei solcher Gegenüberstellung kann freilich nur der mobil und progressiv verstandene Ökumenismus vor der starren, zum Dialog unwilligen Konfessionskirche den Sieg erringen. Der Ernst von Dantines Ausführungen sei nicht in Frage gestellt. Aber seiner Sicht sei doch eine andere gegenübergestellt, die in den gleichen österreichischen Raum hineinweist. Einschränkend sei hinzugefügt, daß es sich dabei nur um einen kurzen Einblick gehandelt hat. In einer Gemeindebegegnung anläßlich einer Tagung des Martin-Luther-Bundes in Gallneukirchen/Österreich gehörte es für mich zum Eindrucksvollsten, wie selbstverständlich, unaufdringlich und doch sehr bestimmt historisches Bewußtsein in den Worten der Gemeindevertreter spürbar war. Hier war eine Diasporagemeinde, in der Geschehnisse der Zeiten vor dem Toleranzpatent von 1781, der Zeiten nachher mit zuweilen unklaren Zielsetzungen, mit neueren Erlebnissen bewahrt waren. Diese Bewahrung erschien nicht als eine historische Last. Sie war deutlich ein hilfreicher Maßstab angesichts vieler flüchtiger aktueller Angebote in Kirche und Kulturleben.

Wie man auch dazu stehen mag, dies steht fest: Die Diaspora besitzt ein historisches Bewußtsein, welches den Christen in den Zusammenballungen der Majoritätskirchen, aus welchen Gründen auch immer, abhanden gekommen ist. In der Diaspora vermag man noch das Wort „wir“ im existenziellen und historischen Kontext auszusprechen. Wie könnte es anders sein, daß dann nicht bloß Zusammenführung erfolgt, sondern auch kritischer Vorbehalt laut wird? Ist solcher Vorbehalt aber nicht Absage an das Ziel der Einheit? Die Frage sei mit nein beantwortet. Es handelt sich vielmehr um eine Absage an schnelle Lösungen, an Minimalprogramme, an die Aufforderung, von Gewachsenem Abstand zu nehmen und sich in das Neue um des Neuen willen hineinzubegeben.

Man kennt das Stöhnen der Ungeduldigen über die langsamen Fortschritte ökumenischen Denkens. Hört man genau hin, wird man immer erneut die Feststellung machen, daß die historische Dimension dabei entweder nicht gesehen wird oder einfach übersprungen wird in der Annahme, daß man sich mit ihr nicht aufzuhalten braucht. Was sollen schnelle Schritte erreichen? Soll eine Gemeinde wie die Diasporagemeinde in der Eifel, zu der ich gehöre, mit dreitausend Seelen über ein Städtchen und siebzig Dörfer und sieben Predigtstellen verteilt, im gleichen Raum, in dem es dreißig katholische Pfarreien gibt, ihr Eigenleben aufgeben und sich in diese katholischen Gemeinden einordnen? Sollten umgekehrt in einer evangelischen Landschaft isolier-

te Katholiken einfach den Weg in die evangelischen Gemeinden antreten? Ökumene ist mehr als organisatorische Einheit, sie ist etwas anderes als Gleichschaltung. Sie fußt auf und wird immer leben von der Achtung vor der Überzeugung des anderen, dem Respekt vor den Wegen, an denen er willentlich und tätig festhält. Was könnte eine Gemeinde sowohl ihrer eigenen Kirche als auch der gesamten Ökumene für einen Beitrag leisten, welche sich unbeschadet des Wirkens der Väter, ohne Rücksichtnahme auf ihr Frömmigkeitsgut in Gebetsleben und Gesangbuch all dessen entäußert, was ihr zu ihrem Leben verholfen hat und es noch bewahren hilft? Was kann darüber hinaus eine Kirche, die an inneren Spannungen auseinanderzubrechen droht, in der die konsistoriale Finanzabteilung und die Rentämter das einigende Band der Kirche sind, einer erhofften Ökumene noch für einen Dienst leisten, der dieser wirklich förderlich wäre? Ökumene wird es recht verstanden nur geben, wenn wir Eigenes in sie hineinbringen. Sie ist nicht der offenstehende Gabentisch, von dem sich jeder nur zu bedienen braucht.

An dieser Stelle werden Fragen laut werden müssen, ob nicht der Drang in die globale Weite, der sich in manchen deutschen kirchlichen Äußerungen findet, auch damit zu tun hat, daß man in diesem Land mit seiner eigenen Geschichte nicht mehr – ich will es hoffnungsvoll sagen – noch nicht wieder zurechtkommt. Störungen des Bewußtseins bleiben nicht isoliert, sie erfassen neben dem Politischen auch das Religiöse. Anlässlich des Lutherjahres 1983 wurde in der DDR von Gerhard Bassarak und Günter Wirth eine Sammlung von Beiträgen aus der lutherischen Diaspora Ostmitteleuropas unter dem Titel „Luther und Luthertum in Osteuropa“ herausgegeben. Ich bin angesichts der Nutzung dieses geographischen Begriffs „Osteuropa“ allgemach allergisch geworden. Tatsächlich reicht hier Osteuropa bis an den Bayerischen Wald, weil die CSSR zu Osteuropa geschlagen wird, mit Ungarn und Polen ist es nicht anders. Aber als ich nach dem Luthertum unter der deutschen Volksgruppe in der Sowjetunion schauen wollte, fand ich darüber nichts. Gibt es diese Diaspora nicht, die mit ihrer ersten Gemeindegründung in Moskau auf das Jahr 1576 zurückgeht? Oder darf es diese Diaspora nicht geben, weil sie nicht in politische Schablonen hineinpaßt?

Die Fragen seien hier nicht weiter ausgezogen. Aber sie verdeutlichen bereits, mit welchen Schwierigkeiten wir es zu tun haben, wo einfach nur eine Diasporakirche rubriziert werden soll, von aller persönlichen Beziehung, von aller ekklesialen Verbindung ganz abgesehen. Der Unterschlagung machen sich nicht nur solche schuldig, die einfach etwas auslassen, so daß der unkundige Leser auch gar nicht auf den Gedanken kommt, daß es dies gäbe. Es werden auch die mitschuldig, denen in der heute so fleißig geübten Wahrnehmung des Fernen der, welcher in der Ferne zum Haltepunkt werden könnte, aus dem Blickfeld schwindet.

11 Sieht man einmal auf das theologisch so oft verlästerte 19. Jahrhundert, so hat immerhin doch zu seinen bedeutenden theologischen Erfahrungen neben der Mission eine verbreiterte Wahrnehmung und die Hilfe für die Diaspora gehört. Es war nicht so sehr die akademische Theologie, es waren vielmehr die einfachen Glieder in vielen Gemeinden, die zu einer Bewußtseins-schärfung ihres eigenen Christseins, zu neuer Hilfe für die Fernen, die zugleich Brüder im Bekenntnis des Glaubens waren, gelangten. Die konkrete Erfahrung der Diaspora hat die Erkenntnis vermittelt, daß es sehr verschiedene Weisen lutherischer Existenz in der gleichen Zeit in verschiedenen Räumen gibt. Es war schon damals ein Hinweis darauf, seine eigene kirchliche Position in rechter Maßstäblichkeit sehen zu lernen, sie neu einzuschätzen. Wird in unseren Tagen allerorten von der Identität, von der Suche nach ihr gesprochen, dann hat lutherische Diasporaexistenz uns wesentliche Hinweise zu geben, wie wir unser selbst bewußt werden in den zu meistern- den Aufgaben.

12 Es steht uns nicht an, hoheitsvoll von denen zu sprechen, die uns doch Wesentliches in ihrer Existenz zu sagen haben. Hier darf noch einmal Wilhelm Dantine in seinem Schlußwort zitiert werden, das vor dem dunklen Bild, das er zunächst zeichnete, der Diaspora eine helle Aufgabe zuweist. „Die Einsicht in den belastenden, aber fruchtbaren Reichtum der Minoritäten könnte einen Erkenntnisprozeß in Gang setzen, der beiden Gestalten, und damit dem gesamten Luthertum zugute käme, weil so erst der nötige innerkirchliche Dialog und damit die Voraussetzung auch für einen umfassenden, die Kirche Roms einschließenden Dialog zu erwarten ist. Die Minderheitskirchen müßten, ungehemmt von offenen oder geheimen Minderwertigkeitskomplexen, auf ihr Recht pochen, im Gesamtkosmos lutherischen Kirchentums als gleichwertige Partner gehört zu werden.“⁶

13 Es bedarf noch eines weiten Weges zur Erfüllung dieser Aufgabe, zu der die lutherische Diaspora, die Gesamtheit der lutherischen Kirchen im Weltbund und die Ökumene gerufen sind. Der Weg ist nicht nur weit, falsche Wegweiser können auch alle Beteiligten in die Irre führen. Die kleine Zahl in der Diaspora ist oftmals für sie ein Hindernis, von den anderen ernstgenommen und in dem Beitrag respektiert zu werden, den sie zu geistlichen Aufgabestellungen zu geben hat. Bischof Kalvanas von der lutherischen Kirche in der Sowjetrepublik Litauen hat einmal von den zwanzigtausend Gliedern seiner Gemeinden in der überwiegend katholischen Republik als von den „kleinen Brüdern“ gesprochen. Dies geschah in einem Brief an den Vertreter einer großen lutherischen Kirche. Es war nicht die Selbstanbiederung einer Kleinkirche, die Worte waren vielmehr ein Hinweis auf die in der Christenheit tatsächlich existierenden Proportionen. Den kirchengeschichtlich Interessierten mag in diesem Zusammenhang der Hinweis auf das neue Verständnis der

Kirche wichtig sein, den Franz von Assisi und die fratres minores, eben die kleinen Brüder, innerhalb der Weltkirche dieser einst gegeben haben.

Die wissenschaftliche Theologie hat sehr viel aufzuarbeiten, wenn von der Diaspora die Rede ist, sei es, daß sie wegen der kleinen Zahl nicht ernstgenommen wurde, sei es, daß die theologischen Beiträge aus der Diaspora als unzulänglich, nicht auf der Höhe der theologischen Diskussion stehend erachtet wurden. Die scheinbar alles erfassende wissenschaftlich-theologische Arbeit ist recht selektierend vorgegangen, wenn es sich um die kleinen Brüder gehandelt hat. Das ist eine Not, die nicht nur der Vergangenheit angehört, sondern noch heute belastend ist. Jede kirchliche und theologische Arbeit wird ihren Sitz im Leben haben müssen, auf ihre konkrete Umwelt Bezug nehmen. Das kann nicht bedeuten, daß Phänomene in aller Welt durch das Raster deutscher innerevangelischer Fragen betrachtet werden oder durch ein ebensolches unzureichendes skandinavisches Raster. Aber dies scheint dann der Fall zu sein, wenn die Diaspora des eigenen Kirchentums an einen Platz gedrückt wird, wohin sie nicht gehört, und anderes ihr vorgezogen wird.

Die eigene Diaspora erscheint im ökumenischen Gespräch zuweilen gar als ein störendes Element. Das gilt nicht nur für lutherische Exilkirchen. Das gilt nicht nur für die lutherischen Kirchen in der Sowjetunion, deren Gesprächsbereitschaft mit uns weitaus größer ist, als wir ihr Genüge leisten. Störendes Element – das gilt nicht nur für den Zeichner einer Konfessionslandkarte, weil er an wenigen Stellen andere Farben oder Schraffierungen einzutragen hätte. Das gilt auch nicht nur für den Berichterstatter über religiöses Leben in einem Land, weil er für die Minderheit, und sei sie noch so klein, ein besonderes Kapitel einzufügen hätte. Diaspora ist als störendes Element weit mehr. Sie ist die permanente Infragestellung flächendeckender Totalitätsansprüche. Sie ist Verletzung totalitärer Arroganz. Sie hat gegenüber zentralistischem, nivellierendem Anspruch individuelle und nationale Identität bewahren können. Sie erinnert die Kirche daran, daß die Einheit der Kirche, die Christus will, nicht unterschiedslose Geschlossenheit ist, sondern Einheit mit den anderen, mit denen, die einen für viele unverständlichen und unzugänglichen Weg gehen. Diaspora ist die Absage an verführerische, falsche Gleichungen, mögen sie deutsch-lutherisch, russisch-orthodox oder polnisch-katholisch lauten.

Diaspora ist gemeinhin Minderheit, auch wenn sie in einer umgrenzten Landschaft ganze Dörfer erfaßt. Was bedeutet die Existenz einer solchen Minderheit für eine theologische Sicht, der die Minderheiten doch wichtig geworden sind, mögen es Zigeuner oder Homosexuelle sein? Wenn die damit verbundenen Wahrnehmungen nicht nur modischer Aufputz, Wiederholung von Leitartikeln sind, können sie ernsthaft nicht über die Genossen des

Glaubens, die kleinen Brüder, hinwegschweifen, weil sie sich interessanter erscheinenden Minderheiten zuwenden möchten. Die Diaspora der lutherischen Kirche ist die uns zunächst einmal angehende Randgruppe.

Die Entdeckung der dritten Welt kann nicht bedeuten, daß die entdeckenden Kirchen ihre Brüder in der zweiten Welt zurücktreten lassen. Aber das ist der Fall, wo die Gewichte des Mitbedenkens und der Fürsorge ungleich verteilt werden. Gewiß ringt die lutherische Diaspora, zumal die des europäischen Ostens, um Anteile an einem immer nur begrenzten Aufkommen. Aber sie hat das Recht, um der Gesamtheit willen vernehmlich anzumelden, daß man sie wahrnimmt und ernstnimmt. Wo dies unterbleibt, würde das Luthertum sich der Genesungskräfte selbst berauben, die von seiner Diaspora ausgegangen sind und noch ausgehen können. Die Diaspora wehrt sich gegen die Preisgabe dessen, was ihr in Jahrhunderten bewahrende Kraft geworden ist. Sie fragt nach dem Sinn globalen Verstehens und Handelns, wenn dazu erst ihre Identität verhüllt oder zerstört würde. Dies ist ein Grund dafür, weshalb zumal in Kreisen der Diaspora der Weg zur Ökumene nicht als ein Weg der Gleichschaltung, sondern als ein Weg zur Freiheit der kleinen Schar angesichts der bedrängenden Übermacht der anderen verstanden wird. Vorbehalte aus der Diaspora gegen mancherlei Äußerungen in der Ökumene, die diese Relationen nicht sehen, erscheinen deshalb verständlich. Es ist keine Rückständigkeit, wenn zuweilen der Begriff „Genf“ mit der im frühen Pietismus entwickelten Vorstellung einer Gegen- und Überkirche, Babel genannt, verknüpft wird.

Diaspora weiß mehr als mancher ökumenische Theoretiker und Professionalist von den wahren Dimensionen ökumenischen Miteinanders, auch von den Abgründen konfessionellen Beieinanders. Wie könnte dies auch anders sein, wenn eine vielleicht schon 400jährige Existenzfolge das Verständnis eigener Identität hat lebendig werden und lebendig bleiben lassen und dieses selbe Verständnis mit der Suche nach den Formen eines guten Miteinanders mit der umgebenden Majorität immer erneut verbunden und bedacht worden ist.

In einer Untersuchung über die Bedeutung der lutherischen Diaspora dieser Jahre in der Sowjetunion für das ökumenische Verständnis bin ich dementsprechend zu folgendem Ergebnis gelangt, aus dem Schlußsätze hier zitiert seien: „Innerhalb der Kirchen und Konfessionen hat dieses Luthertum einen entscheidenden ökumenischen Beitrag bereits dadurch erbracht, daß es den Willen zum Überleben und Neuanfang durch seine Treue zum Glauben der Väter erwiesen hat, daß es sich in den vergangenen Jahrzehnten ständig um dieses Erbe mühte. Welche Gestalt Ökumene auch immer annehmen wird, sie wird nicht ohne solche treue und zukunftsweisende Bewahrung möglich sein. Aus Beharrung und Offenheit für andere

erwächst übergreifende Gemeinsamkeit. Die lutherischen Kirchen und Gemeinden in der Sowjetunion haben nicht nur als von außerhalb angesprochene, sondern als andere ansprechende, fragende und zum Wesentlichen rufende darin bereits ihren ökumenischen Anteil.⁴⁷ Was hier für die lutherischen Gemeinden der Sowjetunion formuliert ist, gilt nicht anders für lutherische Diaspora in vielen Ländern des Westens und des Ostens. Wilhelm Dantine hatte von einer zukünftigen Aufgabe gesprochen. Es scheint eher der Fall zu sein, daß diese Aufgabe gemeinsamen Bedenkens von Diaspora und Ökumene jetzt schon erfüllt wird. Es ist ein Wirken in aller Schwachheit, aber Kirche kann nicht warten, bis sie sich für eine Aufgabe völlig zu gerüstet weiß. Der Ruf zum Wesentlichen wird die Diaspora, die lutherische Kirchenfamilie und die Ökumene immer begleiten müssen.

Das Wesentliche in der Ökumene ist nicht die Zitation des Willens Christi, sondern auch die biblische und nüchterne Frage nach Wegen und Irrwegen, auf denen sich die Kirche zur Erreichung der Ziele bewegt. Hier ist nicht der Platz, die vielen ökumenischen Theorien noch einmal vorzustellen. Sie machen mittlerweile eine lange Liste aus. Welches ist der Preis der Einheit? Muß sie um den Preis der Klarheit und der Wahrheit erkaufte werden? Der nicht unmittelbar mit den Fragen Befasste wird kaum noch die verschiedenen Thesen und Papiere aufzählen können, in denen Theologen Verbindendes, Konvergenzen feststellen und oft ohne Berührung mit der Gemeinde zum Gegenstand weiteren Voranschreitens machen. Welche Veränderungen sind nun schon dadurch eingetreten, daß das Lima-Papier den Begriff der Eucharistie in evangelische theologische Arbeit eingebracht hat. Es hat mehr Verwirrung geschaffen als Hilfen gegeben. Wenn in manchen ökumenischen Aussagen die Sehnsucht nach dem gemeinsamen Abendmahl übermächtig erscheint, so könnte eine lutherische Diasporagemeinde sehr schnell einem falschen Verständnis wehren. Gilt für die einen, daß das Abendmahl Gemeinschaft konstituiert, so gilt doch für die anderen, Katholiken und Orthodoxe, aber auch für baptistische Gruppen, daß das gemeinsame Mahl erst aus der Gemeinschaft der Gläubigen und des Leibes der Kirche als Folge und Frucht erwächst.

Man wird einer eiligen Generation in Erinnerung rufen müssen, welcher Zeitmaße es bedurfte, um nur eine innerlutherische Konkordie zu erreichen. Der Zeitaufwand von 1517 bis 1580, der Fertigstellung der Konkordie, sei auf Jahrzehnte unseres Jahrhunderts übertragen. Das verdeutlicht, zumal die Vorlage der Konkordie nicht der Ausbruch eines immerwährenden innerlutherischen Friedens war, welcher Mühen es noch bedarf, über den inner-evangelischen Dialog hinaus, den Dialog mit den anderen Konfessionen zu führen. Dieser Dialog wird nur gültig sein, wenn nicht die Einheit zum entscheidenden Kriterium gemacht wird und mit ihr theologische Grundfragen

beiseite geschoben und mit Minimalformulierungen, die doch alles offen lassen, überspielt werden.

Die lutherische Diaspora ist lebensnotwendig für das Selbstverständnis des gesamten Luthertums. Sie kann auch nicht zu ökumenischen Tendenzen, soweit diese biblisch gebunden sind, in einen Gegensatz gerückt werden. Das Anderssein, die anderen Wege, die anderen Fragen der Diaspora sind und bleiben Bestätigung von Confessio Augustana VII, daß zur wahren Einheit der Kirche nicht allerorten die gleichen äußeren Formen zu beachten sind. Diaspora sollte auch nicht mit dem Zeitbegriff „gestern“, mit inhaltlichem Rückschritt, mit Hartköpfigkeit und Einfalt gleichgesetzt werden, entsprechend Ökumene mit Zukunft, Progression und beweglichem Intellekt. Das Wesentliche für Diaspora und Ökumene sollte zusammenbedacht werden, bedächtiges Voranschreiten, historisches Augenmaß, das Wissen, daß Kirche mehr ist als eine theologische Konferenz und Weltkongresse. Es wird für die Ökumene keine Zukunft geben, wenn nicht das Heute aus dem Gewordenen gedeutet werden kann. Ökumenische Progression bedarf des kompensatorischen Pendants der Konfession, die auch abzugrenzen vermag. Die Ökumene bedarf wegen eines ihr innewohnenden Hangs zur Schrankenlosigkeit, zu sich überschlagenden Beschleunigungseffekten, zur Überbietung ökumenischer Konzepte durch noch kühnere Thesen, zur Verselbständigung dieser Thesen im Selbstgespräch der Schranken, die das Bekenntnis zu setzen vermag.

Im Berührungsbereich des Feldes der lutherischen Diaspora und des ökumenischen Umfeldes, das nicht nur aus Böden erster Güteklasse besteht, steht die Gemeinschaft der lutherischen Kirchen im Weltbund. Die eingangs erwähnte Reihenfolge und damit Gewichtung der Aufgaben des Weltbunds sei hier noch einmal angesprochen. Bleibt diese Folge gültig, so wird die Beachtung der Diaspora und die Sorge für sie den mit der Diaspora befaßten Einzelnen und Werken überlassen bleiben. Dies aber wäre ein eingeschränktes, unzulängliches Verständnis. Wege zur und in einer recht verstandenen Ökumene können nur dann begangen werden, wenn die lutherischen Ökumeniker mit den Gemeinden rechnen, wenn diese Gemeinden in ihrer Kirche insgesamt die lutherische Diaspora mitbedenken, die Verbindung zwischen einer lutherischen Majorität, etwa in der nordelbischen, norwegischen, finnischen Kirche und der lutherischen Diaspora in Südamerika, Polen, Jugoslawien sehen. Das einzelne Diasporawerk kann anregen, rufen, als Alibifunktion einer ansonsten allotriatreibenden Kirche und eines sich als Filiale der Ökumene verstehenden Weltbundes ist seine Bedeutung ebenso wie die der Diaspora verkannt.

Dies bezieht sich nicht auf Abstracta und gemalte Gefährdungen, vielmehr auf Äußerungen und Stellungnahmen in der Ebene des Weltbundes.

Anlässlich der Europäischen Konferenz des Bundes in Zagreb 1986 hat der Generalsekretär Gunnar Staalsett Strukturen des Weltbundes und Zielsetzungen angesprochen. In seinem Referat „Christliches Zeugnis im heutigen Europa“ heißt es: „Wir fragen uns ..., ob die Kirchen mehr tun können, um die uns immer noch trennenden ideologischen und kulturellen Mauern niederzureißen. Wenn wir unsere Kirchen auch künftig einordnen in ‚Minderheit‘, ‚osteuropäisch‘, ‚reich‘ oder ‚arm‘, verhindern wir unser Zusammenwachsen in eine Gemeinschaft von Partnern, die eine gemeinsame Mission in Europa miteinander teilen. Der LWB organisiert sich bewußt, um diese Einheit über Schranken hinweg zum Ausdruck zu bringen.“⁸

Hier erscheinen Begriffe nebeneinandergestellt, die zur Unklarheit führen. Worauf bezieht sich das Gegensatzpaar ‚reich oder arm‘, auf eine geistliche oder materielle Gegenüberstellung? Warum sollte die Unterscheidung von ‚Minderheit‘ im Vergleich zu größeren Kirchen das Zusammenwachsen dieser Kirchen verhindern? Ist ‚osteuropäisch‘ nicht eine ebenso gute Bezeichnung lutherischer Traditionen und Lebensformen wie andererseits ‚skandinavisch‘ oder ‚amerikanisch‘? Die Einschmelzung des Wortes ‚osteuropäisch‘ löst keines der Probleme, mit denen es das Luthertum dieses Raumes zu tun hat. Sie könnte eher dazu führen, eben diese besonderen Probleme zu überspielen und sie zu verschweigen. Das Beispiel des Weltrats der Kirchen, der seit 25 Jahren ganze wichtige Themenkreise ausgeklammert hat, deren Diskussion den Kirchen der Welt wohl anstehen würde, sollte zu denken geben.

Staalsetts Ausführungen werden dann zu einer Anfrage an die Organisation des Europareferats des Weltbunds, in dem die Aufgaben für Minderheitskirchen in West- und Osteuropa gebündelt sind. Die Existenz des Referats wird in Frage gestellt: „Es gab historisch bedingte Gründe, warum den Bedürfnissen dieser Kirchen besondere Aufmerksamkeit geschenkt wurde. Jetzt ist die Zeit gekommen, Europa im Leben des Weltbundes als eine Einheit zu sehen. Das Europareferat des LWB sollte allen Mitgliedskirchen in Europa dienen. Es ist auch weiterer Diskussion wert, ob dieses Referat auch für die USA und Kanada zuständig sein sollte.“⁹ Hier ist kein Wort dazu gesagt, daß die „historischen Gründe“ heute ebenso ihre Gültigkeit besitzen. Staalsett fügt noch an: „Der von einigen Kirchen benötigte Sonderdienst würde keineswegs reduziert.“¹⁰ Dieser wohl beruhigend gemeinte Hinweis offenbart zugleich die Fragwürdigkeit des Unternehmens der Neuordnung.

Eine Reihe von Vertretern europäischer lutherischer Minderheitskirchen hat, um es mit Dantines Worten zu sagen, „ungehemmt von offenen oder geheimen Minderwertigkeitskomplexen“ Konsequenzen zu Zielbeschrei-

bungen geäußert, die die Diaspora in ihrem Anderssein nicht ernstnehmen und sie gleichsam eibnen. In ihrer Stellungnahme heißt es, daß manche Äußerungen „eine starke persönliche Betroffenheit“ bei ihnen bewirkt hätten. In ihren folgenden Hinweisen und Anmerkungen heißt es unter anderem: „Die ‚lutherische Familie‘ in Europa sollte ebenso wie die größere ökumenische Gemeinschaft in den großen Kirchen auf der Ebene der Gemeinden und der kirchlichen Werke sowie in der Ausbildung der Theologen und kirchlichen Mitarbeiter stärker ins Bewußtsein gerückt werden ...“¹¹ Den Grad der tatsächlichen Ignoranz kann man nur ermessen, wenn man Diasporakennnisse in den großen Kirchen mit denen vergleicht, die über andere, gewöhnlich nicht religiöse Gruppen und fernste Räume bestehen und verbreitet werden. In dem Schreiben heißt es weiter: „Bei der angestrebten Neustrukturierung der Europa-Aktivitäten des LWB, die wir begrüßen, halten wir es für unerläßlich, daß den kleinen Kirchen das Mitspracherecht eingeräumt wird. Da sich die Arbeit des Europabüros im Stab des LWB bezüglich der Unterstützung der Minoritätskirchen bewährt hat, sollte in dieser Hinsicht bei einer Neuordnung die Kontinuität gewahrt bleiben.“¹²

Mit dem Ausdruck eines guten Selbstbewußtseins schließt das Schreiben: „Unsererseits bekräftigen wir im Namen aller Teilnehmer die Bereitschaft, auch die großen Kirchen an allen Erfahrungen und Gaben zu beteiligen, wie sie uns in den kleinen Kirchen geschenkt werden.“¹³ Den Worten der Vertreter der Minderheitskirchen, die es an wünschenswerter Deutlichkeit nicht fehlen lassen, sei eine Feststellung hinzugefügt, die sich auf den Raum Ostmittel- und Osteuropas bezieht. In den zuständigen politischen Gremien der atheistisch bestimmten Staaten dieser Räume werden Schwerpunktbestimmungen und Gewichtsverlagerungen in Gemeinden, Kleinkirchen, Großkirchen und Bünden aufmerksam registriert. Wo in den Planungen des Lutherischen Weltbundes die Diaspora, wenn auch nur verbal, zurücktritt, würde dies auch in diesen Ländern für den Umgang mit den lutherischen Diasporakirchen Folgerungen nach sich ziehen. Eine geringere Einstufung der Diasporaprobleme in kirchlichen Großgremien würde auf Seiten der politischen Organe zu einer ebensolchen geringen Einstufung der Bedeutung ihres Umgangs mit ihren lutherischen Diasporakirchen und dem Weltbund führen. Das Verhältnis des Luthertums zu seiner Diaspora ist und bleibt der Prüfstein auch für ein Verständnis, das gültigen Anspruch auf die Erbringung eines echten Beitrags zur Gemeinsamkeit erheben kann.

Anmerkungen

- 1 W. A. Visser't Hooft, Hauptschriften, Bd. II, S. 104.
- 2 Harding Meyer, Luthertum in der Ökumene, in: Vilmos Vajta (Hrsg.), Die evangelisch-lutherische Kirche, Stuttgart 1977, S. 250–273, hier S. 265.
- 3 Wilhelm Dantine, Geschichtserfahrung und ekklesiales Selbstverständnis in den osteuropäischen lutherischen Minderheitskirchen, in: Vilmos Vajta, Die evangelisch-lutherische Kirche, Stuttgart 1977, S. 78–91, hier S. 84.
- 4 Ebd., S. 87.
- 5 Ebd., S. 90.
- 6 Ebd., S. 90 f.
- 7 Wilhelm Kahle, Die lutherischen Kirchen und Gemeinden in der Sowjetunion – seit 1938/1941, Gütersloh 1985, S. 262 f.
- 8 Manuskript des Referats 9 S., Zagreb September 1986, hier: Ziffer 25 S. 8.
- 9 Ebd., Ziffer 28, S. 9.
- 10 Ebd.
- 11 Schreiben Hanna Brunow-Franzoi, Vlado Deutsch, Walter Jagucki für die Europakonferenz, Brezice, 4. 10. 1986, an die Mitgliedskirchen des LWB in Europa. Vielfältigung 2 S., hier S. 1.
- 12 Ebd., S. 2.
- 13 Ebd.

O Glaube, Glaube, wie schwer gehst du in den Menschen ein! Und ist doch der ein überaus seliger Mensch, der da glaubt. Wie dem? Denn er ist, spricht Christus, eine Wohnung und ein Palast der göttlichen Majestät.

Martin Luther